

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 3

Artikel: Gottfried Keller unter uns : Gedenkblätter zum 50. Todestag des Meisters
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Keller unter uns

Gedenkblätter zum 50. Todestag des Meisters

Von Georg Thürer

Meine Eltern erhielten von einem Hausfreund ein halbes Hochzeitsgeschenk: fünf Bücher einer zehnbändigen Kellerausgabe. Es mag einer der ersten Familienbeschlüsse gewesen sein, die übrigen fünf Bände anzuschaffen, denn Vater und Mutter waren der Ansicht, dass in ein rechtes Schweizerhaus der ganze Gottfried Keller gehöre. So wurde uns Kindern das unschätzbare Glück zuteil, unter einem Dache zu wohnen, wo der Zürcher Meister jederzeit in Reichweite der Hand, in Rufnähe des Herzens war. Da war keines unter den Geschwistern, das nicht seinen Kellerfrühling erlebt hätte. Jedes kannte die schönen Stunden, in denen man mit Hadlaub Freundschaft schloss, Einkehr bei Meister Hediger hielt und Frau Regel Amrain zu Füßen sass. Und erst die blauen Abendstunden, in welchen uns zum ersten Mal die Verse auf die Lippen traten, leise wie Wolken über Berg und Bühl aufsteigen, so einfach, so schön, einfach schön:

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Den Grünen Heinrich aber sparte ich mir auf bis in mein neunzehntes Jahr und las dann eine volle Woche daran, obschon ich sonst keinerlei Beschäftigung oblag. Es war im April, mitten in der Kirschenblüte. Jeden Morgen klemmte ich den Band unter den Arm und sass dann bis zum Mittag am Ufer eines lautaufrauschenden Bergflusses hinter unserem Hause. Dieser Lesewinkel hatte einen doppelten Vorteil. Erstens hörte ich keine heimrufende Stimme, und zweitens konnte ich die liebsten Stellen laut lesen, ohne Menschen in der Nähe zu stören, denn das schäumende Wasser überrauschte alles.

Ich weiss nicht, ob sich Gottfried Keller solche Leser gewünscht hätte. Jedenfalls gewann er an mir einen dankbaren Getreuen. Denn kein anderer Dichter stand seit den Kindertagen so fest in seiner sichern Goldwährung vor mir, prüfte

Ste
das

ich doch jahrelang die Münzen, welche die Bilder anderer Erzähler trugen, am Meisterwerke Kellers, um ihren poetischen Gehalt zu ermessen.

Habe ich mit diesem Bekenntnis ein Geheimnis preisgegeben? Nein, tausend Schweizer, welche zwischen Kellers Tod und dem Weltkrieg geboren wurden, werden mir beipflichten: So und nicht anders erging es uns. Gottfried Keller war der poetische Schutzgeist des Schweizerhauses; jede gute Stube hatte ihren „Goldenen Winkel“, in welchem sich seine freie Seele ihrer irdischen Unsterblichkeit erfreute. So wurde er recht eigentlich unser Klassiker, der Schillers Willen zum Guten und Goethes weltoffenes Wesen im Geiste verband und ohne griechische Zugabe als rechtschaffener, naturseliger Alamanne unter seine Landsleute trat.

*

Wer von Kellers Werken ergriffen, das Buch seines Lebens aufschlägt, spürt seine Neugier bald in Ehrfurcht verwandelt. Der früh Vaterlose verliert seine Schule und gewinnt keinen fähigen Meister auf seinem mühsamen Wege zur Malerei. Auch sein Liebespfad ist ein Leidensweg mit vielen Kreuzen, selbst Grabsteine sind darunter zu entdecken; aber eine Klagemauer sucht man vergebens. Der Abgewiesene errichtet jeweils seinen Denkstein und sucht die Schuld bei sich. „Es liegt etwas so unerklärlich Heiliges und Seliges in der Liebe, sie macht so nobel und lauter, dass in demjenigen, der fruchtlos und unglücklich liebt, etwas Unwahres und Unrechtes sein muss, sei es was es wolle; und dieses in mir aufzufinden, ist jetzt eine Beschäftigung für mich, die mich zugleich hebt und beunruhigt.“ So schreibt der Achtundzwanzigjährige an eine Beichtmutter, nachdem die „schöne Winterthurerin“ ihm offenbar „ein recht grobes rundes Nein“ zugesteckt hat, um das er sie im seltsamsten aller Liebesbriefe bat. Keinen Korb empfängt er, den er nicht mit Blumen gefüllt zurückgibt, später freilich nicht immer der Angebeteten, sondern der Muse. Seit den Minnesingern hätte wahrhaftig keiner eher den Namen Frauenlob verdient als Gottfried Keller, der auf seinen kurzen Beinen durch das Leben eines der männlichsten Herzen trug, die je für die Schönheit der Frau Welt schlugen.

Die Kunst erfüllte, was ihm das Leben versagte. Die Malerei freilich wies ihn ab, und auch bei der Dichtung geriet er zunächst einem unglücklichen Werber in die Hände, aber redlich und zäh arbeitete er sich zur Anerkennung empor, die der Bundesrat zu seinem 70. Geburtstag ohne Ruhmredigkeit in die Worte fassen durfte: „Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen“. Als Spitteler dreissig Jahre später unversehens ans Vortragspult gerufen wurde, um für Keller zu zeugen, pries er zuvorderst dessen Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit. Nicht minder wurde der Pflichteifer des Staatsdieners anerkannt, den der Bundeskanzler Schiess einen „in jeder Beziehung vorzüglichen Beamten“, nannte; er sei der „beste, pünktlichste Staatsschreiber der ganzen Schweiz“ gewesen.

Diese grundgediegene Art seines gesamten Schaffens war nur die Aussenseite der seelischen Haltung Kellers. Schon der Dreissigjährige, der seinem Verleger den werdenden Grünen Heinrich schilderte, bekannte: „Ich habe noch nie etwas produziert, was nicht Anstoss aus meinem äussern oder innern Leben dazu empfangen hat, und werde es auch ferner so machen“. Ein Wort, das der alt Ratsschreiber, der das Jugendwerk neu fasste, vier Jahrzehnte später benickt hätte. Hüten wir uns vor der Annahme, diese solide Lebens- und Schreibart hätte eben an der guten alten Zeit gelegen, denn ein halbes Jahr später beschreibt Keller seinem Freunde Freiligrath das Gelichter seiner damaligen Berliner Umgebung.

„Auch Dichter gibt's eine Menge, an jedem Tisch einen, welche überlaut vom Handwerk sprechen, ohne zu ahnen, dass in meiner Person ein gefährlicher und ehrgeiziger Nebenbuhler aus der gleichen Schüssel isst. Sie essen ungeheuer viel, erscheinen jedoch unregelmässig bei Tische, da sie oft geladen sind und es den Tag nachher erzählen ‚Gestern bei Geheimerats . . .‘ Daher sieht man gegen ein Uhr eine Menge dieser Leute über die Gassen rennen, den wunderbaren Frack zugeknöpft, nur ein Endchen weisser Weste unten hervorragend, oft wenn es warm ist, den Hut in der Hand tragend und die blonden Locken fliegend lassend. Als ich sie zum ersten Male sah, glaubte ich, es wären elegante Schneider, welche zu ihren Kunden gehen. Merkte aber, dass es Kunden sind,

welche zu ihrem Vorschneider gehen. Manchmal, wenn es noch nicht ganz die Stunde ist, treten sie schnell in eine Konditorei und durchfliegen geschwind die „Europa“ oder das „Morgenblatt“, um etwas Stoff mitzunehmen; dazu essen sie ein „Baiser“ und wechseln den unabänderlichen Taler, den sie immer bei sich führen. Ihr Lieblingsgetränk ist das sogenannte Bairische Bier, eine abscheuliche Brühe, welche krank macht und von welcher sich übrigens auch die hiesige Demokratie nährt.”

Und wie sah Keller in der Mitte dieser Dichterlinge aus? Er gesteht es seiner Mutter:

„Einzig das Hemd, welches eine breite Brust ohne Falten hat, trage ich auch, wenn ich wohin eingeladen bin, da es wegen seines wunderbaren Schnittes Aufsehen erregt. Als mich ein Frauenzimmer befragte, ob man in der Schweiz solche Hemden trage, sagte ich: ja, es ist ein schweizerisches Nationalhemd, und als solches darf ich es in den vornehmsten Gesellschaften tragen, da das Fremdländische immer nobel ist.”

Bei aller Hochachtung vor der ewig gültigen deutschen Kultur, trug Keller nie fremde Farben; er war kein Reisläufer der Gesinnung, sondern bieder im besten Sinn. Wenn unser Volk ihn nächst Zwingli am ehesten „Meister“ nennt, so fasst es landläufig damit die Tugenden zusammen, welche wir dem fähigen, führenden und treuen Bürger zuerkennen.

Unter seine Landsleute heimgekehrt schützte freilich das Nationalhemd nicht mehr wie ein Panzer. Da kehrte Keller gegen Störefriede bald sein Stachelkleid hervor. Er wurde spitz, ausfällig, ja sackgrob. Mehr als einer wurde von diesem Alb verohrfeigt; selbst ein Lasalle wusste von Handgreiflichkeiten zu erzählen. Der Kerl wurde zum alten Kauz, der Sänger wochenlang zum bärbeissigen Spöter oder — Schweiger. Wie mancher verschanzt sich heute noch hinter ihm, wenn er sein unbeherrschtes Wesen zu rechtfertigen sucht. Als ob das ungeschlachte Gebaren die Erkennungsmarke aller Eidgenossen wäre! Wir verzeihen es nur demjenigen, der sich auch über die entsprechenden innern Feinheitsgrade ausweisen kann. Das gilt vom Hünen Tuotilo aus dem alten Kloster St. Gallen, der mit der gleichen Hand, die Sünder versohlte, die zierlichsten Elfenbeinschnitzereien fertigte, wie für den Kobold Gottfried Keller, der die Giebelchen und Erkerlein Seldwylas wie die

Zacken einer Krone formte. Und die Wortkargen unter uns, denen man zu Unrecht Gemüt und Schwingen abspricht, mögen sich dankbar mit dem Zeugnis von Ricarda Huch trösten: „Die Trockenheit des Schweizers ist die des kindlich oder bäuerlich verschlossenen Menschen, in dessen Innern die Fantasie oft umso kräftiger blüht, weil sie nicht beständig nach aussen verschwendet wird.“

*

Ist diese Innerlichkeit nun heute nicht altmodig geworden? Gar manchem erscheint seine Seele als leidige Bürde auf dem Weg zum weltmännischen Wesen. Wir wollen doch Dichter, die Lebenshelfer sind und nicht Lebenshindernisse! Wo lernt man bei Keller Schneid und Schliff? Ist nicht sein Schosskind Zindelwald, dem es die Herrin im Schlafe gibt, ein Hohn auf alle sportliche Härte und fairen Wettkampf? Hat uns ein Mensch, der eine Reihe seiner Zwanzigerjahre selber als verloren bezeichnete und sich in den Dreissigen sieben Jahre lang schuldenbeladen durch Deutschland schleppte, überhaupt ein gültiges Wort zu sagen? Ist er nicht mit dem bürgerlichen Zeitalter, dessen Vergolder er war, dahingegangen? Wo bleibt vollends bei ihm das Heldische, das Magische?

Einwände dieser Art hört man zu Dutzenden, und sie lassen sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Sie bedürfen indessen der Abklärung der Vorfrage: Was darf der Leser vom guten Buche erwarten? Freude und Förderung im Leben! Wohlan! Wenn du aber heute liesest, um morgen schon mehr zu verdienen, so wird dir Keller freilich nicht gutstehen dafür? Willst du aber, zwar nicht fixer für den Zwischenfall von übermorgen, wohl aber deiner Lebtage weiser werden, dann greif zum Beispiel zum Sinngedicht, und du kannst dir ein Vermögen an Einsicht und Güte anlegen, das seine Zinsen tragen wird.

Du wirst erkennen, dass das sogenannte Bürgerliche nur das Gewand ist, das sich der Engel der ewigen Wahrheit umhängte, verschämt, als wollte er dem aufgeklärten letzten Jahrhundert seine weissen Flügel verstecken. Der zeitliche Zuschnitt ist übrigens bei den Kellerschen Gestalten bei weitem nicht so betont wie man gemeinhin glaubt? Was ist denn an der Natur-Lyrik, an Romeo und Julia, an den Legenden so stockbürgerlich? Ist nicht der Grüne Heinrich, zumal in seiner

ersten Fassung, der langersehnte Roman, welcher der romantischen Schule versagt blieb? Kellers Sinn für das Zierliche, gleichsam für die Nippsachen des Schrifttums, scheint mir zudem eher in die Rokoko- und Biedermeierzeit der geschmackvollen Altzürcher zurückzuweisen als in die kleinbürgerliche Stube der Jahrhundertmitte.

Es war von jeher das schöne Vorrecht der Dichtung, Menschen, welche die Wirklichkeit kaum ertragen, eine Zufluchtsstätte zu bieten. Nicht jeder will und kann in unseren bedrängten Tagen ein Heim in der Innerschweiz mieten, aber die meisten können die Aufenthaltsbewilligung in Seldwyla erwerben. Mögen die Schnellzüge der Bundesbahn das versonnene Nest links und rechts liegen lassen, die Seele findet die Flurwege dahin. Eine dröhnende Zeit ist über die Welt verhängt worden, wo die Stille kostbar wurde wie ein Obstgarten in der Grosstadt. Mitten im Getriebe überkommt uns oft ein Heimweh nach dem grünen Golde des durchsonnten Laubes. Da glänzt des Lesers Auge nicht minder als im Widerschein eines warmfarbigen Stiches, der uns eines Sonntags nach vielen zappeligen Filmen in die Hand geraten ist. Wir atmen diesen Duft und verweilen im Behagen, eine gute Stunde lang. Jawohl, es gibt eine Kunst, die sammelt und eine andere, die zerstreut. Die Ruhe, die aus Kellers Brunnen fließt, ist kein Schlaftrunk, sondern ein Kraftquell, gewürzt mit Humor, geläutert vom Strahl der Hoffnung. Wer wäre so vermessen, solchen Trank von sich zu weisen! Ging nicht den meisten im Kampf um den Platz an der Sonne, die Gnade, „unter Sternen“ zu stehen verloren? Diese beiden Worte stehen auf dem Stirnband eines Gedichts, das unsere Menschenmasse eicht:

Wende dich du kleiner Stern,
Erde, wo ich lebe,
Dass mein Aug der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe.

Es ist, als ob Gottfried Keller, der nicht ans Jenseits im dogmatischen Sinne glaubte, schon im Diesseits mehr als ein anderer versucht und vermocht hätte, über den Dingen zu stehen. Das ist auch eine gläubige Erhebung, auch eine Erlösung von den Umständen, in die wir verstrickt sind. Dieser

Ueberblick bewahrt uns vor der Ueberschätzung unserer jeweiligen Sorgen und führt in jene lichte Höhe, wo sich Glaube und Humor die Hände reichen. Geläutert kehrt der Lebenswille von den Sternen zur Erde heim.

*

Den schönsten Stern erbat sich Keller über seinem irdischen Vaterland. Als feurige Ode an die Heimat beginnt sein Lied, als inbrünstiges Gebet schliesst es. „O mein Heimatland!“ war schon geschrieben, als der Jüngling dem durchreisenden Dichter des deutschen Einheitsgesanges „Deutschland, Deutschland über alles“, vorgestellt wurde. Eine denkwürdige Begegnung — keiner wusste, dass er seinem Volke schon das eigentliche Nationallied gedichtet hatte, als im Herbst 1844 Hoffmann von Fallersleben den jungen Schweizer morgens am Bett empfing, in dessen Tagebuch stand: „Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen“. In dem Kampfe um geistige Freiheit dürfte es keine Privatleute mehr geben. Was der Freischärler gelobt, das hielt später der bestandene Mann, der eines Tages die Künstlerjacke auszog und Staatsschreiber wurde. Wer in ihm nur den launigen Nachtwächter von Seldwyla erblickt hatte, wusste nicht, dass die unerbittlichste Selbstzucht zur Unberechenbarkeit des wahren Genies gehört. Seine Staatsstelle war ihm keine Versorgung, sondern eine Verpflichtung. Im hohen Amte schrieb Keller ein paar Bettagsmandate, welche von den Kanzeln des Kantons verlesen wurden. Man könnte sie Gegenstücke der Fichteschen „Reden an die deutsche Nation“ nennen. Hier wächst der Meister der novelistischen Kleinkunst zu jener Grösse empor, welche alte Völker mit dem Namen eines Propheten verbanden. So ging ein Teil des Dramatikertraumes, zu Tausenden ernster Männer sprechen zu können, in Erfüllung. Das Krause und Verschnörkelte weicht einer herrlichen Geradlinigkeit: „Alles Edle und Grosse ist einfacher Art. Möge diese klare Einfachheit bei aller materiellen Entwicklung unserer Zustände fort und fort die Grundlage unseres religiösen Lebens, unserer Wissenschaft und Erziehung bleiben, und wir werden der Einigkeit und Genügsamkeit nicht ermangeln, welche uns schliesslich zum wahren Grossen führt“. Unermüdlich und unerbittlich warnt der Pro-

phet im Poeten, der über dem festseligen Liederdichter immer wieder überhört wurde und wird, vor der Selbstbewunderung. Eine krampfhaft schweizerische Alpenröselei ist ihm in der Seele zuwider. Gewiss hat er die Möglichkeiten der Mundart verkannt, denn Lienert, Reinhart und Frau Sophie Hämmerli-Marti leisteten für die Lyrik im Jahrzehnt nach Kellers Tod mehr als Schriftdeutsche; auch erlebte der welsche Alpenroman mit Ramuz und Zermatten auf Schweizerboden eine Blüte, welche Keller nach zeitgenössischen Anzeichen nicht ahnen konnte, von seiner Verkennung der olympischen Kraft Spittlers ganz zu schweigen. In einem aber entsprachen sie seiner Gesinnung: als Zeichen nämlich einer schöpferischen Schweiz. Im blossen Bewahren altert ein Volk, die Werdekraft verjüngt es. Dieses Wort steht über dem Schicksal der Eidgenossenschaft als Kunstgemeinde und Staatsvolk. Ein Rufer vom Schlage Kellers war seinen „sieben Tyrannen“ nicht immer genehm. Sie unterdrückten das Bettagsmandat, dessen Kernstelle heute umso vernehmlicher verlesen werden soll:

„Wenn auch.. der grosse Baumeister der Geschichte in unserem Bundesstaate nicht sowohl ein vollgültiges Muster als einen Versuch im kleinen, gleichsam ein kleines Baumodell aufgestellt hat, so kann derselbe Meister das Modell wieder zerschlagen, sobald es ihm nicht mehr gefällt, sobald es seinem grossen Plane nicht mehr entspricht. Und es würde ihm nicht mehr entsprechen, von der Stunde an, da wir nicht mehr mit männlichem Ernste vorwärts streben, unerprobte Entschlüsse schon für Taten halten und für jede mühelose Kraftäusserung in Worten uns mit einem Freudenfeste belohnen wollten“.

Ein Volk, das sich solchen Worten verschliesst, ist innerlich hohl, eine klingende Schelle des Eigenruhms. Wir müssen den Mut haben, uns in der Stunde der Entscheidung unter Kellerworte von richtender Kraft zu stellen. Richter sein aber heisst zweierlei. Erstens Gerechtigkeit walten zu lassen und zweitens Richtung zu weisen. Müsste ich heute aus der Rüstkammer des Werkes unseres Meisters, drei Waffen holen, so trüge ich den Schild ans Licht mit dem Spruche „Herr, du weisst, dass ohne Freiheit wir nicht leben“. Daneben flattert die Sturm- fahne mit der Inschrift: „Die Fahne der ich folgen muss, ist weiss und purpurrot“. Und was steht auf dem Schwerte? „Ein

Mensch, der nicht an Freiheit glaubt, der muss freilich auswandern". Keller wollte den Wehrbereiten seiner Heimat auch nach seinem Tode zur Seite stehen und vermachte einen Grossteil seines Vermögens der Winkelriedstiftung: „Da ich zu meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber die Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst zu leisten." Ist das ein Nachruf? Nein, ein Aufruf!

*

So ist uns Gottfried Keller zwiefach begegnet. Erst als der liebevolle Verklärer des Idylls, der Legenden aussinnt, ja Märchen spinnt und dann als Bussprediger, der allezeit als zürnender und mahnender Schutzgeist um uns ist, dem der Tod die Feder wegnahm, als er in einem zweiten Teil des „Martin Salander" ein nationales Strafgericht über die feilen Krämerseelen abhalten wollte. Das lächelnde und das beschattete Gesicht haben ihr Wort zu uns gesagt. Jenes entückt uns für Stunden der Hochspannung unserer Tage; dieses hält uns an, die schwebenden Gewissensfragen der innern und äussern Politik im Sinne vaterländischer Ehre zu lösen.

Zweifelt jemand an Kellers Zuständigkeit? Glaubt einer, dass sich der Sinn für verträumte Winkel und die Ehrfurcht vor den letzten Dingen gegenseitig ausschliessen? Vertragen sich gar kleinbürgerliche Miniatur und nationales Fresko? Wir antworten mit der Gegenfrage: Ist nicht gerade in dieser Verbindung von Gross und Klein in Gottfried Kellers Wesen und Werk das getreue Abbild unseres Landes, welches das liebliche Mittelland mit der Erhabenheit der Alpen verbindet.

Auch unsere Geschichte kennt diesen Wechsel. Die Zeit des Minnesingers Hadlaub, des Idyllikers Gessner und der Biedermeier Usteri und Hess lebten von der Freude am kleinen Lebenskreise. Diese unterhaltsamen Zirkel, in denen meist Frauen den milden Ton der Gesellschaft angaben, wurden abgelöst von Zeitläufen, in denen sich fordernde Männer erhoben vom Ausmass eines Bruns und Zwinglis, eines Pestalozzis und Eschers von der Linth, die im Bereich des Genialen und Heroischen stehen. In seltenen Glückskindern der Nation aber verbindet sich das väterliche Erbe an Ernst und

das Muttergut der Lebensfreude. Diese doppelte Wiegen-
gabe, dieses Lebensglück wurde bei grossem Pech und tapfer
verschwiegener Pein unserm Landsmann Gottfried Keller zu-
teil. Wer ihn liebt und liest, nimmt aus seinem Werk den
Impfstoff gegen unser Nationalübel der Einseitigkeit und der
damit verbundenen Nörgelei am Unverstandenen anderer Ar-
beiter im Weinberg dieser Welt in sich auf. Er wird zwar
gerade angesichts der Meisterschaft und Bescheidenheit Kellers
nicht ein Liebhaber aller Dinge werden, ist aber unterwegs
zur Lebenskunst, vieles zu kennen, einiges davon, — dieses
aber dafür gründlich — zu können.

Unser aller Werk aber ist der demokratische Bundesstaat.
Lernen wir die übrigen politischen Formen freimütig kennen
und sorgen wir dafür, dass die Eidgenossenschaft den Ver-
gleich nicht zu scheuen brauche. Wir wollen auch im gegen-
wärtigen Kriege nicht beiseite stehen, sondern ihn mitkämpfen,
und zwar unter dem Roten Kreuz in der Front der Helfenden
gegen den Ansturm des Elends, eingedenk der Mahnung Kel-
lers: „Wenn Ihr so das Wohl des Vaterlandes und die Erhal-
tung seiner Ehre und Freiheit vom Himmel erlehet, so ge-
denket auch der Völker, welche zur Stunde im heissen Fieber-
kampfe mit den Feinden ihrer Freiheit ringen“. So erreichen
wir hoffentlich eines Tages jene Stufe, auf der Völker ver-
schiedener Herkunft und Haltung Gottfried Keller das Wort
nachsprechen „Ohne die grosse und weite Grundlage und heitere
Aussicht des Weltbürgertums ist der Patriotismus (ich sage
absichtlich diesmal nicht Vaterlandsliebe) ein wüstes, un-
fruchtbares und totes Ding“.